



SICHTBAR – Der Podcast

Folge 5: Von Rollstuhl-Basketball und Liegebikes – Ein Gespräch mit Christoph Pizarz –

Christoph Pizarz, von Geburt an querschnittsgelähmt, ist trotz seines Handicaps passionierter Sportler und setzt sich nebenbei auch in vielen anderen Projekten für die Themen Inklusion und Barrierefreiheit ein. In Berlin unterstützt er den Bau des ersten inklusiven Sportstadions in Deutschland. Das Gespräch führte Peter Lomb.

Peter Lomb: Hallo Zusammen! Mein Name ist Peter und ich begrüße euch ganz herzlich zu einer neuen Folge von „Sichtbar – der Podcast“ und ich freue mich ganz besonders in der ersten Folge, die ich für euch moderieren darf, den Christoph Pizarz zu begrüßen, den kenne ich schon sehr lange. Christoph habe ich kennengelernt vor zehn Jahren beim brandenburgischen Rollstuhl-Basketballcup und ich habe verfolgt, heutzutage geht das ja sehr gut über die Social Medias, wie er sich weiterentwickelt hat vom Spieler damals noch und Coach im Sport, aber auch im gesellschaftlichen Engagement und welche Erfolge er dort feiern konnte. Letztendlich fand ich (ihn) sogar ein bisschen im politischen Geschehen und deshalb freue ich mich ganz besonders, dass ich ihn hier im Podcast als meinen Gesprächspartner begrüßen darf. Hallo Christoph!

Christoph Pizarz: Hallo Peter! Vielen Dank, dass ich da sein darf und für die Anmoderation, ich freue mich auf das Gespräch.

Lomb: Unser Podcast heißt ja „Sichtbar“ und sichtbar werden sollen eben auch Menschen mit einem Handicap, so über die Sichtbarkeit beim brandenburgischen Rollstuhl-Basketball habe ich dich damals kennengelernt. Christoph, kannst du uns zunächst etwas zu deinem eigenen Handicap sagen?

Pizarz: Ich habe eine angeborene Querschnittslähmung, ich sitze also von Geburt an im Rollstuhl und ich habe sehr früh mit Sport begonnen, also mit acht, neun, zehn Jahren ging es los mit Leichtathletik, irgendwann fand ich die dann semi-interessant und bin dann zum

Rollstuhl-Basketball gewechselt, 2002, habe dann dort auch verschiedene Turniere, am Anfang noch als Alba-Spieler und zum Schluss seit 2011 als Pfeffer-Sportler(02,25) an den Turnieren teilgenommen und so haben wir uns ja auch kennengelernt. Ich habe die letzten zehn Jahre regelmäßig beim Brandenburg-Cup mitgemacht und in der Regionalliga gespielt, aber auch andere Ligen kennengelernt.

Lomb: Ich durfte bei den Moderationen von dem brandenburgischen Rollstuhl-Basketball-Cup selber diesen Sport erleben und ich weiß wie heute: Als ich es zum ersten Mal gesehen habe, war es auch zum ersten Mal für mich so, dass Leute mit einem Handicap im Rollstuhl so sichtbar werden, aber dann auch fühlbar werden. Denn beim ersten Sturz eines Rollstuhl-Basketballers hatte ich das dringende Bedürfnis auf den Platz zu rennen und ihm aufzuhelfen. Das war aber nicht nötig! Denn fast jeder konnte das selbst sehr gut, aber ich fand es, weil es für mich damals so beeindruckend war, auch wunderbar, wenn du selber mal ein bisschen was für die Leute zum Rollstuhl-Basketball sagst, die das noch nie erlebt haben. Wir hatten auch nicht viele Zuschauer da, also viele haben vielleicht gar kein Bild vom Rollstuhl-Basketball.

Pisarz: Das ist soweit leider alles richtig, was du gesagt hast. Es gibt leider teilweise nur sehr wenige Zuschauer, was sehr schade ist. Rollstuhl-Basketball ist immerhin die erfolgreichste Behindertensportart der Welt! Das hat damit zu tun, dass Rollstuhl-Basketball regeltechnisch direkt am Fußgänger-Basketball angelehnt ist; wir werfen auf dieselbe Korbhöhe, was viele nicht denken, wir spielen auf derselben Feldgröße und haben die selben Angriffszeiten. Wir haben 10x4 Minuten als generelle Spielzeit, sind auch nur zu fünft auf einem Feld und als Team unterwegs – der einzige Unterschied besteht darin, dass wir den Rollstuhl als Sportgerät nutzen und nicht als Hilfsmittel ansehen. Heißt: Auch Fußgänger, auch nicht-behinderte Menschen können mitmachen, also es ist eine komplett inklusive Sportart, die es so schon seit vielen Jahren gibt, da gab es dieses Wort „Inklusion“ noch nicht, da wurde diese Sportart schon inklusiv gespielt, eben über das Sportgerät Rollstuhl an sich. Und somit kann eigentlich jeder, egal ob Frau oder Mann, wir spielen auch in gemischten Teams, kann jeder, der sich dazu fit genug fühlt oder Spaß daran hat, diese Sportart auf seinem Niveau spielen und das weltweit.

Lomb: Wie ist denn der Anteil? Ich erinnere mich natürlich daran wie erschrocken ich war, als der erste Rollstuhlfahrer nach dem Spiel aufstand und losging, wie hoch ist der Anteil der Läufer unter den Rollstuhl-Basketballspielern?

Pisarz: Das kann man jetzt gar nicht so pauschal sagen. Das kommt immer auch auf die Mannschaft an, aber ich denke: fifty-fifty kommt schon hin, fünfzig Prozent sind wirklich auf den Rollstuhl angewiesen und fünfzig Prozent sind zu Fuß unterwegs, weil sie eine andere Behinderung oder gar keine Einschränkung haben oder eben andere Einschränkungen, die man auf den ersten Blick nicht sieht, oder weil sie eine Amputation haben der oberen Extremitäten oder einer unteren Extremität und dann mit Prothesen unterwegs sind. Da würde ich schon sagen: fifty-fifty.

Lomb: Ich finde es klasse. Es ist so wie du sagst: Es war Inklusion schon bevor es das Wort gab. Jetzt werfe ich einen Blick, tatsächlich ist es ja auch so, wenn man „Goalball“ sieht oder Blindenfußball sieht, die Blinden- und Sehbehinderteninklusion, da ist es häufig auch so, dass auch Sehende dabei sind, die praktisch eine Dunkelbrille tragen aber mit im Team sind. Dadurch hat man ein inklusives Team und genauso ist es ja dann im Rollstuhl-Basketball, wo du nach der Leichtathletik deine Erfahrungen gemacht hast. Du hast auch schon gesagt: Am Anfang für Alba und dann für Pfeffersport, da habe ich dich dann auch als Coach erlebt.

Pisarz: 2011 bin ich dann zu Pfeffersport gewechselt, das ist korrekt. Ich wollte einfach was bewegen, habe nach dem Ende meines Studium mit dem Gedanken gespielt, wie mache ich jetzt weiter, und habe mich dann zum Reha-Sport-Übungsleiter ausbilden lassen und zum Coach beim Rollstuhl-Basketball. Somit ist Pfeffersport nicht nur mein Hobby und mein Freizeit-Sportverein geworden, sondern auch mein Arbeitgeber. Ich arbeite also dort auch Festangestellt seit sieben Jahren für diesen Verein und darf dort bestimmte Sachen koordinieren wie die gesamte Hallenzeitnutzung und die ganze Kommunikation mit den Ämtern. Der Verein ist halt ein Mehrspartenverein, es ist ein sehr großer Verein mit 4500 Mitgliedern, davon sind 80% unter 16 Jahren, also wir sind der größte Kinder- und Jugendinklusionsverein sagen wir immer in Berlin hier in der Stadt. Dort wird Inklusion auch wirklich gelebt, mein Freund Klaus, im Vorstand sitzend, ist auch Rollstuhlfahrer und Basketballer, mit mir und noch fünf, sechs anderen ÜbungsleiterInnen, die auch eine Einschränkung haben, sei es Hör- oder Seh- oder motorische Einschränkung, zeigen wir, indem wir auch einfach Visionen geben und auch Menschen mit einer Einschränkung anbieten Übungsleiter zu werden, wie es anders gehen könnte, und werden dort auch sehr stark gefördert und anerkannt, wir haben jetzt Anfang des Jahres 2020 den „Großen Stern des Sports“ in Gold, also die größte bundesweite Auszeichnung des Breitensports gewonnen, mit dem Projekt „Mission Inklusion“, und dieses Projekt beinhaltet, dass wir Inklusion im und durch den Sport darstellen, wie kann man das Ganze umsetzen und das Ganze für Menschen, die das dann in ihren Verein rein tragen oder ihre Schule rein tragen, also an Pädagogen, an Lehrende und im Prinzip auch an andere Coaches weitergeben. Das ist ein sehr großes Projekt, das seit zwei Jahren läuft und mindestens noch ein Jahr weiterlaufen soll, gefördert von der „Aktion Mensch“, und da bin ich auch mit meinem Kollegen Oliver Klar Projektleiter und versuche das Ganze umzusetzen. So hat sich Pfeffersport vom Hobby zur Berufung, zum Leben entwickelt. Man findet dort nicht nur Arbeitskollegen, sondern auch gute Freunde, ich versuche jetzt gerade, weil ich mich ein bisschen vom Rollstuhl-Basketball aufgrund einer gesundheitlichen Situation aus dem aktiven Dienst zurückgezogen habe, versuche ich eine Liegeball-Gruppe aufzubauen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin mit meinem Kumpel André Dounia, der auch vor ein paar Jahren den Berlin-Marathon gewonnen hatte, also man kann total vielfältig und vielseitig in diesem Verein arbeiten und das ist das Schöne an Pfeffersport, dass wir versuchen alle Menschen zum Sport zu bringen, nicht nur die oberen fünf, die eben die Leistung schaffen, sondern alle, die zu dieser bunten Gesellschaft gehören.

Lomb: Das spielt ja sowas von in unseren Podcast-Namen rein! Das ist ja auch die Aufgabe eures Projektes, wo die „Aktion Mensch“ auch mit fördert, dass man auch Leute sichtbar macht, die sonst gar nicht die Chance hätten über den Sport sichtbar zu werden. Großartig! Es ist herausragend was ihr erreicht habt, auch mit der Auszeichnung.

Du hast im Nebensatz ein Studium erwähnt, das hast du also auch noch absolviert in den zehn Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben?

Pisarz: Das war ein bisschen davor. Ich habe nach dem Abitur 2005 angefangen Landschaftsarchitektur zu studieren und habe 2008 oder 2009 bis 2012 Architektur herangezogen, jeweils mit einem Bachelor-Abschluss, und ich habe dann in diesem Bereich keine Jobs gefunden und bin am Ende beim Pfeffersport glücklich gelandet, man muss nämlich sagen: Ohne Pfeffersport wäre ich heute nicht da, wo ich heute bin! Neben Pfeffersport darf ich heute ja auch noch Dozent sein an der „Medical School Berlin“, eine Privatumi in Steglitz, die ich quasi durch eine sehr erfolgreiche Professorin, Professor Dr. Köpke, diesen Job zu verdanken habe, und sie kenne ich eigentlich nur über den Verein. Also dieser Verein ist so eine große Schnittstelle von Netzwerk, das kann man gar nicht beschreiben. Am Ende ist es so: Dieses Studium von mir war vom Sport sehr weit weg, aber spielt mir trotzdem in die Karten, weil wir gerade auch dabei sind mit dem Behindertensportverband Berlin und mit dem Landessportbund und mit dem Lesben- und Schwulenverband Deutschland und vielen anderen größeren Vereinen in Berlin, Empor, Rotation Prenzlauer Berg, Alba und so weiter versuchen wir jetzt gerade den Jahn-Sportpark im Prenzlauer Berg zum Inklusionssportpark weiterzuentwickeln, also es soll ein Leuchtturmprojekt werden, was bundesweit, aber auch eben europäisch weit für Schlagzeilen sorgen soll, einfach einen Ort zu haben, wo Menschen mit einer Einschränkung, egal welcher, sie selbstverständlich Sport treiben können, sie aber auch als Zuschauer auf dem Platz sitzen können wo sie wollen und nicht irgendetwas vorgegeben bekommen, wie das heute leider immer noch der Fall ist. Und auch da werde ich regelmäßig gefragt, weil ich manche Dinge aus der Architektensicht besser nachvollziehen kann als manch anderer, und so kam es auch, dass ich beim Kriterienkatalog für inklusive Sportstätten mitwirken durfte, für das Netzwerk für Sport und Inklusion hier in Berlin, und daran merkst du schon, es ist alles immer im Fluss, man wundert sich nur nach ein paar Jahren, wo man schon überall mitgemacht oder was man erreicht hat, als du mich so angekündigt hast, da dachte ich: Das klingt alles ganz schön krass, aber es hat sich alles so nach und nach entwickelt und am Ende macht man einfach, weil man es für richtig hält.

Lomb: Es hat sich krass angehört, aber du merkst ja: Es ist ja alles passiert. Und die Aktion mit dem Jahn-Sportpark, auch das ist wieder ein Plan, den du schmiedest mit vielen gemeinsam. Das habe ich so raus gehört: Dass in der Gemeinsamkeit die Stärke liegt. Ich komme aber nochmal zurück zum Sport. Du hattest ja eben beim Rollstuhl-Basketball das Liegebike erwähnt, wobei mir jetzt noch nicht so klar ist: Wie unterscheidet sich ein Liegebike von dem Handbike, was wohl einige Leute kennen?

Pisarz: „Handbike“ ist ja eine Art Überbegriff – das ist ja nichts anderes als ein Fahrrad, was man mit der Hand vorantreiben kann, also wo man sonst die Füße nimmt und die Pedalen antritt, nimmt man jetzt die Hände. Dann gibt es die „Adaptivbikes“, das sind die Bikes, die man an den Rollstuhl vorne anschnallt, mit der Familie eine Fahrradtour machen kann, und wenn man gerade ein schönes Restaurant oder was weiß ich findet, wo man rein möchte, dann kann man dieses Adaptivbike vom Rollstuhl abschnallen, entfernen, in eine Ecke stellen und sich mit dem Rollstuhl wieder voran bewegen, auf Toilette gehen oder ähnliches. Das Liegebike ist eine Art Rennrad für Rollstuhlfahrer, man liegt da drinnen und man ist sehr aerodynamisch, stromlinienförmig, sehr, sehr niedrig, man kann es aber auch da über die Hand antreiben, indem man die Kurbel kurbelt, die wiederum die Kette antreibt und damit dann auch das Antriebsrad, man hat aber den Rollstuhl nicht dabei. Somit ist das dann auch, wenn man nicht gerade zwei, drei Schritte noch gehen kann, beschränkt, weil man nicht sagen kann: Hier kommt eine Kneipe, ich halte mal an und steige aus. Das ist dann nicht so einfach. Das sind zwei große Unterschiede: Einmal der Windwiderstand, der beim Adaptivbike sehr hoch ist, der Kippunkt ist auch sehr hoch, im Gegensatz zum Liegebike, wo man sehr niedrig ist, aber auch im Straßenverkehr schnell mal übersehen werden kann, da würde ich eher empfehlen auf einer abgesteckten Strecke zu fahren, etwa dem Tempelhofer Feld, wo auch sehr viele Rennräder und Rennbikefahrer unterwegs sind. Zu dem anderen, das man sagt, okay, es ist halt eher familiär-gemütlich und kein klassisches Sportgerät. Mit dem Liegebike die 100km, die bin ich in vier Stunden gefahren, aber man muss fairerweise dazu sagen, dass ich aber erst seit drei, vier Monaten trainiere, andere schaffen das auch weit unter vier Stunden, das würde man mit einem Adaptivbike nie schaffen, weil es aufgrund der Aerodynamik nicht unter vier Stunden zu schaffen ist.

Lomb: Betreibst du das auch in Gemeinschaft? Basketball ist ja wirklich eine Mannschaftssportart – die du jetzt gesundheitsbedingt an den Nagel hängen musstest. Was ist da eigentlich passiert und macht man das Liegeradfahren eigentlich zusammen oder beweist man sich da alleine?

Pisarz: Wie es immer so ist, wenn man auf dem Fahrrad unterwegs ist, das sieht man ja auch etwa bei der Tour de France: Natürlich ist man in einer Community unterwegs, man tauscht sich aus und schaut, was hat der Andere da eingebaut, wie liegt der Andere, wie bewegt er sich, und natürlich tauscht man sich untereinander aus, auch auf verschiedenen Social-Media-Apps ist man unterwegs und schaut, was hat der Eine heute gemacht, was der Andere, und wenn man sich dann auf dem Feld zufällig trifft, dann fährt man natürlich auch Windschatten, aber wenn dann die letzten 100 Meter auf der Zielgeraden sind, dann will jeder gewinnen, so ist es halt wie in jeder anderen Sportart auch, dann wird man zum Einzelkämpfer und versucht soweit wie möglich vorwärtszukommen. Es gibt also den Mittelweg: Man kann die Community suchen, man kann sich austauschen, aber wenn man das nicht unbedingt braucht oder möchte, dann kann man auch für sich arbeiten. Ich empfinde das als großen Vorteil, vor allem wenn man im Job verankert ist, dass man Zeit für sich findet, aber nicht unbedingt die Zeit mit anderen teilen muss, und wenn andere sagen:

Nein, wir können nicht, dass dann alles ausfällt, was ja bei Mannschaftssportarten wie dem Basketball der Fall ist. Das habe ich auch viele Jahre gemocht und toll gefunden, aber jetzt ist ein anderer Zeitabschnitt angebrochen, zumal meine Schulter...beim Rollstuhl-Basketball gibt es ja diese ruckartigen Bewegungen, es wird schnell beschleunigt, gebremst oder ein Haken geschlagen, was auch immer, das ist irgendwann zu viel für die Schulter. Die Sehnen und Muskelansätze wollen irgendwann eine ruhigere, ausdauerndere Sportart haben, was bei mir nach 20 Jahren Basketball der Fall war. Die Schulter hat das so nicht mehr mitgemacht. Dann habe ich auf meinen Körper gehört und die Sportart an sich gewechselt. Jetzt nach den 100km war für mich der Effekt zu spüren: Ich merke gar nichts, keine Schmerzen. Ich glaube, es war also der richtige Weg auf den Körper zu hören, besser jetzt als fünf Jahre später eine Operation oder andere Probleme zu haben.

Lomb: Das kann ich sehr gut nachvollziehen. Du weißt ja, ich komme aus dem Handballsport und meine rechte Schulter musste dadurch auch einmal operiert werden – was sich da beim Rollstuhl-Basketball abspielt, was da gegeneinander rappelt, das ist schon sehr kontaktfreudig. Die Stürze kommen ja auch noch dazu?

Pisarz: Das ist richtig. Die körperlose Sportart Rollstuhl-Basketball, die gibt es eigentlich nicht. Mindestens der Rollstuhl knallt aneinander, und jeder, der vom Basketball so verwöhnt ist, dass die sich dann quasi alle mehr oder weniger in Ruhe lassen, ist dann immer überrascht, wenn er Rollstuhl-Basketball sieht. Ich kenne auch viele HandballerInnen, die sehr gerne Rollstuhl-Basketball gespielt haben, weil sie mehr zuhauen durften als beim normalen Basketball. Man muss aber auch sehen, wenn du von deiner Schulter sprichst: Wenn du Handball beendet hast, dann bist du zu Fuß mit den Füßen nach Hause gelaufen, im Zweifelsfall hast du deine Arme den Abend über in Ruhe gelassen hast. Das ist beim Rollstuhlfahrer nicht der Fall: Wenn der sich aus seinem Rollstuhl-Basketball in seinen Alltagsbasketball reinsetzt, dann muss er wohl oder übel die Schulter weinternutzen, um nach Hause oder in das Auto zu kommen, um sich umzusetzen und irgendwo hinzufahren. Egal welche Bewegung wir machen: Es geht alles über die Schulter. Somit hat die Schulter nie richtig Pause und ist für so eine Bewegung natürlich betrachtet kaum ausgelegt. Die Schwierigkeit liegt darin, die goldene Mitte zu finden, so dass man die Sportart relativ lange umsetzen kann.

Lomb: Da hast du einen guten Weg gefunden, denke ich. Das Fahren mit dem Liegebike macht Freude, du wirst deine Ziele da gewiss auch erreichen, da bin ich mir sicher. Du hast auch gesagt, dass du durch die Bekanntschaft mit der Professorin an der Uni eine Tätigkeit als Gastdozent hast?

Pisarz: Genau. Ich arbeite seit drei Jahren an der Uni, bin dort als externer Dozent, wie viele andere Dozenten auch, angestellt, und darf jedes Semester mit den Zweit- oder Drittsemestern der sozialen Arbeit und der Heilpädagogik verschiedene Dinge beleuchten, wir reden sehr oft über die Themen der Barrierefreiheit, auch über Mobilität, wir reden auch darüber, was Stigmatisierung bedeutet, wie man vielleicht mit Menschen mit einer

Einschränkung umgeht. Was bedeutet es eigentlich, barrierefrei zu sein? Ein Stichwort zum Beispiel: Abgesenkte Bordsteinkanten sind eine großartige Möglichkeit für Rollstuhlfahrer, die noch nicht so fit und geübt sind wie mit dem Rollstuhl eine Straße zu überqueren oder eine Bordsteinkante unproblematisch zu überwinden. Aber eine abgesenkte Bordsteinkante kann mit Leuten mit Seheinschränkungen ein großes Hindernis werden, weil er den Unterschied zwischen Fußgängerweg und Straße nicht mehr erkennt, weil das alles ebenerdig geworden ist und da der Unterschied nicht mehr erkennbar ist mit seinem Tast- oder Blindenstock. Und deswegen gibt es ja auch einen Kompromiss: Eine abgesenkte Bordsteinkante hat 1,5-2cm Höhe, weil das ist ein Maß, wo Rollstuhlfahrer im Prinzip rüberkommen und Menschen mit Seheinschränkungen die Möglichkeit haben, immer noch zu spüren: Oh, da ist eine Kante! An diesem einfachen Beispiel erkennt man, dass Inklusion immer nur mit Kompromissen und niemals zu einhundert Prozent umgesetzt werden kann, vielleicht nur zu neunundneunzig Prozent.

Über solche Themen rede ich auch mit den Studierenden, die werden auch selber in Rollstühle gesetzt oder probieren in der Stadt verschiedene Dinge aus, sie gehen etwa in Einrichtungshäuser, weil man dort den Transfer auf die Toilette, ins Bad, ins Bett oder ähnliches ausprobieren kann, ohne groß aufzufallen oder um Erlaubnis zu bitten. Man macht es einfach. Das ist ein sehr praktisch orientiertes Modul, was am Ende aber auch Theorie aufweist. Wir reden etwa auch über verschiedene Apps, die es gibt wie die „broken-lifts“-Seite von den Sozialhelden, oder die „realmap“, um lokale Orte, egal wo auf der Welt, zu identifizieren, ob sie jetzt barrierefrei sind oder nicht. Und dann kommt man sehr stark mit den Studierenden ins Gespräch, und die Quintessenz daraus ist – weil auch jeder anders reagiert – immer wieder sehr spannend zu sehen.

Lomb: Das machst du ja schon eine ganze Weile, hast schon einige Semester betreut. Wie wir es vorhin schon hatten: Damals gab es das Wort Inklusion noch gar nicht, als Rollstuhl-Basketball schon inklusiv war, wir sind beide in dem Thema Barrierefreiheit/Inklusion/ Teilhabe verwurzelt, wir bringen uns da ein; hast du das Gefühl, dass es bei den Studierenden von Jahrgang zu Jahrgang mehr ein Thema wird? Ist mehr Backgroundwissen da, oder glaubst du, dass sich bis dato nichts verändert hat in den Köpfen?

Pisarz: Man merkt auf jeden Fall, dass sich was verändert, vielleicht nicht in den letzten ein, zwei Jahren, aber man merkt es an generationsübergreifenden Situationen, wenn zum Beispiel Eltern, also junge Eltern mit kleinem Nachwuchs, aber vielleicht im Alter von Ende vierzig, oder noch älter, die Großeltern, wenn da dann das Kind oder Enkelkind mich in den öffentlichen Verkehrsmitteln sieht und fragt: Was hat denn der? Dann erlebt man bei den Älteren noch oft: Guck da nicht hin! Oder: Sowas fragt man nicht! Bei jungen Eltern, der jungen Generation erlebt man das kaum noch. Die meisten jungen Leute haben schon in ihrer Schulzeit mit irgendeinem Menschen Kontakt gehabt, der Einschränkungen hatte, und gehen damit sehr offen um, sagen dann meistens zu den Kindern, was vorliegen könnte, dass das ein Rollstuhl ist, dass der Onkel oder der Mann nicht laufen kann. Und manche sagen sogar: Komm, wir gehen mal fragen. Und dann kommt man in den Kontakt. Was aber auch

auffällt: Viele denken, weil es die Behindertenrechtskonvention jetzt seit zehn Jahren gibt, dass es kaum noch Barrieren gibt, und wenn man aber erzählt, dass es relativ einfach ist, sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln von A nach B zu bewegen, oder viele Rampen schon bestehen oder Aufzüge – das mag ja der Fall sein. Aber wenn man ins Detail geht und feststellt, dass der Rollstuhl an sich im Fokus war und deswegen die Menschen im Rollstuhl oder die auf den Rollstuhl angewiesen sind sich gut fortbewegen können, dann kann ich noch lange nicht dafür sprechen, dass das bei Menschen mit kognitiver, visueller oder auditiver Einschränkung auch der Fall ist. Wie viele Informationen gibt es denn mit Blinden- oder Reliefschrift? Oder wie viele Informationstafeln gibt es denn in leichter Sprache? Da beginnen die wirklichen Barrieren, und wenn man darüber spricht, sind auch sehr viele junge Menschen immer noch schockiert zu sehen, wie stark das ganze Leben noch aus Barrieren besteht und was am Ende Barrieren ausmachen. Daran sollte dringend gearbeitet werden, weil etwa die Sprache für Menschen mit kognitiven Einschränkungen ein großer, enormer Vorteil sind, sondern auch für Menschen mit Migrationshintergrund oder Fluchterfahrungen, die Deutsch nicht als Muttersprache hatten und irgendwelche verklausulierten oder Beamensätze nicht verstehen, da kann auch die leichte Sprache. Wenn wir in diesen Bereich rangehen würden, dass Barriereabbau für alle ein großer Vorteil wäre, dann sind wir in der Gesellschaft noch einen viel größeren Schritt weitergekommen, den wir jetzt aber noch zu nehmen haben. Von daher muss ich sagen: Es ist schon was passiert, aber es könnte noch viel, viel mehr passieren.

Lomb: Wir machen diese Erfahrung ja auch mit der HörMal uG, wir machen ja die Bildbeschreibung, die Audiodeskription und unser Fokus in der Gesellschaft liegt eben darauf Barrierefreiheit für Blinde und Sehbehinderte zu schaffen, und es ist wie du sagst: An einem Sport- oder Kulturereignis teilnehmen zu können, das ist sehr selten, dass da eine Audiodeskription stattfindet. Auch der Punkt mit der leichten Sprache ist sehr wichtig; was ist denn überhaupt leichte Sprache und wo findet man sie vielleicht schon?

Pisarz: Leichte Sprache oder auch einfache Sprache sind zwei verschiedene Varianten. Unsere Sprache, so wie wir sprechen, mit verschachtelten Sätzen, mit Fremdsprache, mit anderen Wörtern, einfacher darzustellen, mit einfachen und kurzen Hauptsätzen etwa, mit möglicherweise Fremdwörtern, die dann eben nicht mehr ausgesprochen worden wie etwa „Portmonee“, sondern „Geldbörse“, also verständlichere Wörter, und das Ganze reduziert auf das Wesentliche. Es gibt schon verschiedene Websites, auch von Bundesministerien, die haben dann auch Button „leichte Sprache“, wo der komplette Inhalt in leichter Sprache erklärt wird. Dazu gehören auch Emojis oder Icons, die das zeigen, was man sonst umständlich erklären müsste. Man kann auch kostenlos einen Ratgeber runterladen auf der Seite des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, wo es genau diesen Ratgeber zur einfachen Sprache gibt, wo die einfachsten und wichtigsten Regeln stehen, die man beherzigen sollte, um bestimmte Texte in leichter Sprache für jeden Mann oder jede Frau darzustellen. Dazu gehört unter anderem auch, dass ein Text, wenn in einfacher Sprache formuliert, von Menschen geprüft wird, die eine kognitive Einschränkung haben, und wenn

dieses Prüfungsgremium sagt: Ja, es ist möglich zu verstehen und ist abgenommen, erst dann darf der Artikel veröffentlicht werden. Das ist eine gute Herausforderung und Umsetzung, weil dort die Vorgaben und Richtlinien der UN-Behindertenrechtskonvention umgesetzt werden, indem man sagt: Nichts ohne uns. In dem Fall werden dann Experten in eigener Sache auch gefragt und nehmen das ab, damit es dann vollkommen in Ordnung ist. Denn es gibt niemanden auf der Welt, der alles hundertprozentig beherrscht, der alles hundertprozentig kann oder sich in jede Situation reinversetzen kann. Man sollte viel stärker mit Experten arbeiten, Menschen, die es betrifft, einladen und fragen: Wie hättet ihr es denn gerne? Was können wir beachten, sei es beim Neubau eines Gebäudes oder Mietwohnungen, wie kann man diesen ganzen Prozess verbessern, um bestimmte Dinge einfacher umzusetzen.

Lomb: Christoph, du hast schon viel erreicht und hast noch viel auf dem Zettel. Wir werden uns in den Thematiken Barrierefreiheit, Inklusion und Teilhabe noch öfter zusammenschließen und gemeinsam ein Stück des Weges gehen. Ich habe mich riesig gefreut, dass wir uns hier mal wieder austauschen konnten und wir, obwohl so lange räumlich getrennt, auf demselben Pfad in eine Richtung marschieren. Ich danke dir sehr herzlich, dass du dir die Zeit genommen hast und wünsche dir für die Aufgaben, die du dir selber stellst, sportlich, privat, beruflich, politisch, gesellschaftlich, maximalen Erfolg und vor allem viel Freude, denn nur so können wir ja Erfolge erzielen!

Pisarz: Peter, vielen Dank für deine Einladung, es hat mich auch sehr gefreut! Ich denke auch, dass wir uns hundertprozentig nochmal über den Weg laufen, egal ob im Stadion oder irgendwo auf einem politischen Talk. Ich bin gespannt, was die Zukunft mit sich bringt und ich glaube, die Zukunft wird um ein Vielfaches besser, wenn alle wieder zusammenarbeiten und deswegen: Vielen Dank für die Einladung und ich hoffe, dass wir uns bald mal wieder hören!

Vielen Dank für Ihr Interesse an unserem SICHTBAR-Podcast. Wir stellen dieses Transkript zum Nachlesen unter anderem für Menschen mit einer Hör-Einschränkung bereit. Sollten Sie Fehler in dem Transkript finden, dann nehmen Sie gerne jederzeit Kontakt mit uns auf. Vielen Dank!

HörMal Audiodeskription gUG

Lindenthaler Straße 58

04155 Leipzig

www.hoermal-audio.org

mail@hoermal-audio.org